3 DAS SELBSTKONZEPT

3.1 KAPITELÜBERBLICK

Da für meine Forschungsfragen der Begriff des Selbstkonzepts als psychologisches Konstrukt von zentraler Bedeutung ist, soll im vorliegenden Kapitel auf verschiedene Theorien zu diesem Themengebiet eingegangen werden. Zunächst wird der Begriff „das Selbst" unter der besonderen Perspektive des *Social-Cognition*-Paradigmas bestimmt (Abschnitt 3.2). Anhand des Modells des dynamischen Selbst von Hannover (1997a) ist es möglich, die Struktur und Funktionsweise des Selbst zu erklären und auch die Auswirkungen des Selbst auf das Erleben und Verhalten zu erläutern (Abschnitt 3.3). Als eine spezielle Ausformung des dynamischen Selbst ist die Unterscheidung in independentes und interdependentes Selbst (Markus & Kitayama, 1991; 1998) anzusehen (Abschnitt 3.4). Deshalb wird anschließend beschrieben, wie diese beiden Selbstkonzeptarten das Denken, Fühlen und Handeln von Menschen in unterschiedlicher Weise beeinflussen. Als Erklärungsmodell für diesen Einfluss wird das SPI-Modell (Hannover & Kühnen, 2002; Hannover et al., 2005a, 2005b; Kühnen et al., 2001; Kühnen & Hannover, 2003) des Selbst herangezogen, das spezifische Aussagen darüber zulässt, wie Unterschiede im Selbst zu Unterschieden in der Informationsverarbeitung führen (Abschnitt 3.5). Abschließend werden diesbezüglich empirische Studien vorgestellt, um die Funktionsweise des Modells zu verdeutlichen und die noch offenen Forschungsfragen in Bezug auf die Kontextabhängigkeit mentaler Repräsentationen zu erläutern.

3.2 DAS SELBST – EINE BEGRIFFSBESTIMMUNG IM *SOCIAL-COGNITION-ANSATZ*

Wie die große Anzahl von Forschungsbeiträgen zum Thema Selbst und die Vielzahl der verschiedenen unter dieses Themengebiet fallenden Aspekte (z.B. Selbstaufmerksamkeit, Selbstkomplexität, Selbstwert, Selbstüberwachung etc.) belegen, hat das Selbst im Rahmen der Psychologie, insbesondere der sozialpsychologischen Forschung, große Aufmerksamkeit erlangt (Greve, 2000). Gerade aufgrund der Vielschichtigkeit und Komplexität des Gegenstandsbereiches gestaltet es sich als schwierig, eine erschöpfende Begriffsbestimmung vom Selbst abzugeben. Um dennoch den Begriff näher zu bestimmen, betrachte ich in dieser Arbeit das Selbst ausschließlich unter der Perspektive des *Social-Cognition*-Ansatzes, welcher die heutige systematische sozialpsychologische Erforschung des Selbst in besonderem Maße

vorangetrieben hat (Marcus & Zajonc, 1985). Dieses Paradigma wird im Folgenden kurz umrissen, um anschließend den Begriff Selbst im Rahmen dieses Ansatzes zu definieren.

Die *Social-Cognition*-Forschung, die Ende der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts entstand, zeichnet sich dadurch aus, dass Konzepte, Theorien und vor allem auch Methoden der experimentellen kognitiven Psychologie auf sozialpsychologische Fragestellungen übertragen wurden. Dahinter steht die grundsätzliche Annahme, dass soziale und andere Arten von Kognitionen einander weitgehend entsprechen (Schneider, 1991). Die Grundannahme des Paradigmas besagt, dass eine reine Untersuchung der Stimulus-Response-Ebene, wie sie im Behaviorismus verfolgt wurde, für die Erlangung befriedigender sozialpsychologischer Erkenntnisse nicht ausreicht. Vielmehr wird das Verständnis eines aktiven Menschen verfolgt, der mittels mentaler Vorgänge, wie interner Ziele und Pläne, sein Handeln aktiv steuert, anstatt passiv auf äußere Reize zu reagieren. Infolgedessen ist es unumgänglich, interne kognitive Prozesse mit in die Betrachtungen der interessierenden Fragestellungen einzubeziehen (Strack, 1988). Deshalb werden im Rahmen des *Social-Cognition*-Paradigmas die hinsichtlich sozialpsychologischer Themen relevanten kognitiven Prozesse unter Bezugnahme auf die grundsätzlichen Funktionsprinzipien menschlicher Informationsverarbeitung analysiert. Dabei wird vor allem auf Annahmen zur Struktur und Funktionsweise des menschlichen Gedächtnisses im Rahmen der Informationsverarbeitung zurückgegriffen (Schneider, 1991; Strack, 1988, 1997). Es wird davon ausgegangen, dass wahrgenommene Informationen enkodiert werden müssen, bevor sie im Gedächtnis gespeichert werden können. Dies bedeutet, dass eine Information in einen internen Gedächtniscode übersetzt, d.h. in eine so genannte *mentale Repräsentation*[1] umgewandelt wird (*coding*). Auf der Grundlage dieser mentalen Repräsentationen kann die Struktur der enkodierten Information gegenüber der eingegangenen Information durch kognitive Operationen verändert werden (Miller, Galanter & Pribam, 1960; Neisser, 1974). Die so entstandenen mentalen Repräsentationen werden anschließend im Gedächtnis gespeichert (*storage*). Es ist essentiell, dass die im Gedächtnis gespeicherte Information wiederum abgerufen werden kann (*retrieval*).

Bei der Betrachtung des Informationsverarbeitungs-Prozesses ist die Tatsache von Bedeutung, dass die im Gedächtnis gespeicherten Wissensstrukturen den Verlauf des Informationsverarbeitungs-Prozesses in zweifacher Weise bestimmen: Zum einen wirkt sich bereits vorhandenes Wissen entscheidend auf höhere kognitive Prozesse, wie beispielsweise Attributionen,

[1] Auf den Begriff der mentalen Repräsentation wird ausführlich in Kapitel 4 eingegangen.

Urteilsbildung oder Entscheidungsfindungen aus. Zum anderen beeinflussen solche Wissensstrukturen wiederum, wie neue Informationen wahrgenommen, enkodiert und gespeichert werden (Bruner, 1957; Bargh, 1997; Linville & Carlston, 1994; Schneider, 1991; Strack, 1988, 1997).

Die bisherigen Ausführungen zu Gedächtnisrepräsentationen im *Social-Cognition*-Paradigma beziehen sich ganz allgemein auf nicht-selbstbezogene Information, beispielsweise auf sozial geteiltes Wissen (Higgins, Kings & Mavin, 1982; Linville & Carlston, 1994). Allerdings erfährt auch das Selbst im Rahmen dieses Paradigmas eine kognitionspsychologische Bestimmung (Strack, 1988), die im Folgenden genauer dargestellt werden soll.
Das Selbst wird innerhalb des *Social-Cognition-Ansatz*es als eine Gedächtnisrepräsentation definiert, die die Gesamtheit des selbstbezogenen Wissens beinhaltet, das eine Person über ihr Leben hinweg erworben und im Gedächtnis gespeichert hat (Hannover, 1997a; Linville & Carlston, 1994; Markus, 1977). Grundsätzlich werden die theoretischen Formate und Funktionsweisen allgemeiner nicht-selbstbezogener Wissensstrukturen (z.B. Schemata, hierarchische Netzwerke, assoziative Netzwerke usw.) im Gedächtnis auf die Repräsentation „Selbst" übertragen[2]. Dies resultiert in einer Vielzahl unterschiedlicher Konzeptionen bezüglich des Aufbaus und der Struktur des Selbst. Im Gegensatz zu nicht-selbstbezogenen Repräsentationen ist das Selbst allerdings insofern spezifisch, als es ausschließlich umfangreiche und hoch differenzierte Informationen bezüglich der eigenen Person enthält (z.B. Breckler, Pratkanis & Mc Cann, 1991; Kihlstrom & Cantor, 1984). Somit schließt das Selbst das spezifische Wissen einer Person hinsichtlich der Fragen mit ein, wer sie selbst ist, oder welche Eigenschaften, Fähigkeiten und Handlungsmerkmale sie persönlich auszeichnen (z.B. Baumeister, 1998; Epstein, 1973; Fiske & Taylor, 1991). Neben aktuellen Eigenschaften und Verhaltensweisen beinhaltet es retrospektives Wissen über die eigene Lebensgeschichte, aber auch prognostisches Wissen über die potenzielle eigene Entwicklung (Greve, 2000).

Die Untersuchung des Selbst im Rahmen des *Social-Cognition-Ansatz*es bezieht sich vornehmlich auf zwei Aspekte dieser spezifischen Repräsentation: Zum einen werden die der Gedächtnisrepräsentation Selbst zugrunde liegenden kognitiven Strukturen, Inhalte und Prozesse analysiert. Zum anderen werden die Auswirkungen dieser Strukturen und Prozesse auf die aktuelle Verarbeitung von Information näher betrachtet (Baumeister, 1998; Hannover, 1997a; Hannover & Kühnen, 2002; Markus & Kitayama, 1991, 1998; Linville & Carlston,

[2] Für eine ausführliche Darstellung der verschiedenen Strukturen von mentalen Repräsentationen wird auf das Kapitel 4 verwiesen.

1994). Es wird davon ausgegangen, dass sich das Selbst als spezifische Wissensstruktur auf den Informationsverarbeitungs-Prozess auswirkt, indem neue Informationen in Bezug auf bereits vorhandenes Selbstwissen verarbeitet, d.h. wahrgenommen, enkodiert und gespeichert werden (Linville & Carlston, 1994).
In diesem theoretischen Rahmen ist auch die vorliegende Arbeit anzusiedeln, die überprüft, ob unterschiedliches Selbstwissen den Aufbau und die Struktur mentaler Repräsentationen von nicht-selbstbezogenen Informationen als Teil des Informationsverarbeitungs-Prozesses in differenzieller Weise bestimmt.

3.3 DAS MODELL DES DYNAMISCHEN SELBST

Im Zusammenhang mit der Untersuchung der Einflussnahme von Selbstwissen auf den Prozess der Verarbeitung neuer Informationen werden im Rahmen der *Social-Cognition*-Forschung Struktur und Inhalt von Selbstwissen stets im Zusammenhang mit den zugrunde liegenden kognitiven Prozessen betrachtet (Linville & Carlston, 1994). Das Modell des dynamischen Selbst (Hannover, 1997a) nimmt an, dass sich das Selbst inhaltlich in bestimmte Aspekte gliedern lässt. Es besteht daher aus zahlreichen Komponenten und weist eine multiple Struktur auf. Darauf aufbauend erläutert das Modell, wie sich aus dieser Multiplizität auch eine Flexibilität des Selbst ergibt, die sich auf den Prozess der Verarbeitung neuer Information, und somit auf Verhalten und Erleben, auswirkt.

Das Modell des dynamischen Selbst (Hannover, 1997a) bezieht sich im Hinblick auf die Organisation von Selbstwissen im Gedächtnis auf eine heute dominierende gedächtnistheoretische Modellierung (vgl. Kapitel 4). Das Selbst ist als ein assoziatives semantisches Netzwerk konzeptualisiert (z.B. Bower & Gilligan, 1979; Kihlstrom & Hoyt, 1988). In einem solchen Netzwerk bildet die kognitive Repräsentation der eigenen Person einen Knoten, um den herum im Laufe der Ontogenese miteinander verknüpfte untergeordnete Substrukturen, die Selbstknoten, aufbaut werden (Bower & Gilligan, 1979; Hannover, 1997a; Kihlstrom & Cantor, 1984). Die auf das Selbst bezogenen Knoten bezeichnet man auch als *Selbstkonstrukte* innerhalb der Selbstkonstruktion (Hannover, 1997a). Wie in Abbildung 1 veranschaulicht, kann eine Person z.B. Selbstwissen über sich innerhalb der Familie haben. In dem Selbstkonstrukt „Ich in der Familie“ könnten Informationen wie „liebevoll“ und „ungeduldig“ enthalten sein. Gleichzeitig könnte ein anderes Selbstkonstrukt „Ich im Beruf“ bestehen, welches Informationen wie „streng“ und „ausdauernd“ enthält. Die jeweiligen Selbstkonstrukte beziehen

sich auf selbstbezogene Informationen in verschiedenen Kontexten. Verschiedene Erfahrungsbereiche im weitesten Sinne wie Tätigkeiten (z.B. „Ich im Beruf“), Gruppenzugehörigkeiten (z.B. „Ich als Medizinerin“), soziale Beziehungen (z.B. „Ich als Tochter“) oder persönliche Attribute (z.B. „Ich bin schüchtern“) stellen solche Kontexte dar (Brewer & Gardner, 1996; Hannover, 1997a). Die Gesamtheit der *Selbstkonstrukte*, die über das Leben angereichert wird, bezeichnet Hannover (1997a) als das *Selbstkonzept* einer Person.

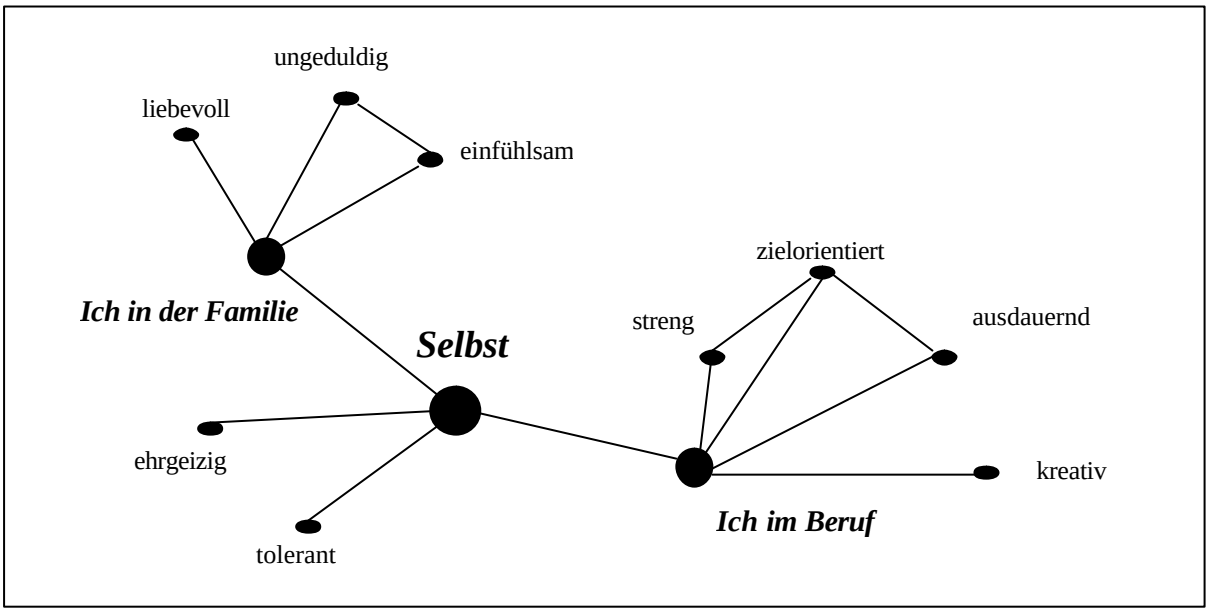

Abbildung 1: Selbstwissen im assoziativen Netzwerk (nach Linville & Carlston, 1994)

Im Zusammenhang mit der zu untersuchenden Frage dieser Arbeit ist besonders wichtig, dass die auf einen Kontext bezogenen Informationen (z.B. Ich beim Sport) in einem assoziativen semantischen Netzwerk auf zwei unterschiedliche Weisen gegliedert sein können: *hierarchisch* und *horizontal*. Das bedeutet, dass Informationen zum einen *hierarchisch* in unterschiedlichen Abstraktionsgraden organisiert sind (z.B. „Ich bin beim Kurzstreckenlauf sehr schnell“ ist konkreter als „Ich betreibe Leichtathletik“). Dabei ist die Unterdisziplin Kurzstreckenlauf der Oberdisziplin Leichtathletik unterzuordnen. Zum anderen sind sie auch auf einer *horizontalen* Ebene gleichberechtigt miteinander verknüpft (z.B. „Ich bin gut im Langstreckenlauf“ und „Ich bin beim Kurzstreckenlauf sehr schnell“). Denn sowohl der Langstreckenlauf als auch der Kurzstreckenlauf stellen Unterdisziplinen des Bereiches Leichtathletik dar, über dem eine Person Selbstwissen besitzt.

Wird ein Knoten im assoziativen Netzwerk aktiviert, so breitet sich die Aktivierung zu solchen Informationen aus, zu denen viele und starke Verbindungen bestehen. Dabei existieren zwischen den an den spezifischen Kontext angebundenen selbstbezogenen Informationsknoten eines Konstruktes vermehrte und engere Verbindungen als über Konstrukte hinweg.
In einer konkreten Situation werden jedoch nicht alle verfügbaren Selbstkonstrukte aktiviert. Es sind stets nur ein einziges Konstrukt oder aber wenige Konstrukte mental zugänglich, die sich auf den konkreten Kontext beziehen. Die aktuell aktivierten Selbstaspekte werden als das *Arbeitsselbst* einer Person bezeichnet (z.B. Cantor, Markus, Niedenthal & Nurius, 1986; Hannover, 1997a; Higgins, 1990). So lange, wie auf die gleiche Menge an Informationen zugegriffen wird, ist das Selbst *stabil*. Verändert sich der Kontext, werden die individuellen Repräsentationen aktiviert, die an den entsprechend veränderten Kontext gebunden sind. In diesem Moment wird das Selbst *flexibel*. Erst durch diese Flexibilität erklärt sich, warum das Selbst möglicherweise auch widersprüchliches Wissen umfassen kann, denn mit der Aktivierung des Selbstkonstrukts „Ich im Beruf" kann beispielsweise die Information „Ich bin ausdauernd" und mit der Aktivierung des Selbstkonstrukts „Ich in der Familie" die Information „Ich bin ungeduldig" zugänglich werden. Diese gegensätzlichen selbstbezogenen Informationen werden jedoch nicht als Konflikt erlebt, da zu einem bestimmten Zeitpunkt jeweils nur ein Teil des Selbstwissens abgerufen wird.

Bisher ungeklärt ist jedoch, wovon es abhängt, ob ein Selbstkonstrukt ins Arbeitsselbst gelangt oder nicht. Hannover (1997a) nimmt an, dass dies, analog zu anderen mentalen Konstrukten, abhängig von der kognitiven Zugänglichkeit der einzelnen Konstrukte ist. Unter Zugänglichkeit ist die Leichtigkeit zu verstehen, mit der auf einen bestimmten Aspekt aus dem Gedächtnis zugegriffen werden kann (Bruner, 1957; Higgins & Bargh, 1987). Die Zugänglichkeit bestimmter Selbstaspekte ist, wie bei anderen nicht-selbstbezogenen Aspekten auch, von zweierlei Dingen abhängig. Sie ist umso höher

a) je kürzer die letzte Aktivierung zurückliegt („recent contextual priming", Higgins, Rholes & Jones, 1977; Srull & Wyer, 1986) und

b) je häufiger auf ein bestimmtes Konstrukt zugegriffen wurde („frequent contextual priming", Bargh, Bond, Lombardi & Tota, 1986; Bargh, Lombardi & Higgins, 1988; Bargh & Pratto, 1986).

Wenn auf Selbstwissen besonders leicht zugegriffen wird, weil die letzte Aktivierung zeitlich kurz zurück liegt, wird von *temporärer* Zugänglichkeit gesprochen. Je häufiger auf ein Konstrukt zugegriffen wird (z.B. feminines Selbstwissen), desto mehr verlängert sich die Dauer,

mit der ein Konstrukt zugänglich ist. Diese Dauer bestimmt, ob ein Konstrukt *chronisch* zugänglich wird. Um die Zugänglichkeit verschiedener Selbstkonstrukte zu überprüfen (z.B. geschlechtsbezogenes Selbstwissen), werden in Untersuchungen Personen typischerweise bestimmte Informationen präsentiert, die verschiedene Selbstkonstrukte konstituieren (z.B. feminines Selbstwissen oder maskulines Selbstwissen). Diese Informationen sollen die Personen danach beurteilen, inwieweit sie auf die eigene Person zutreffen. Ist nun ein bestimmtes Selbstkonstrukt im Arbeitsselbst aktiviert (z.B. feminines Selbstwissen), sollten die Personen in der Selbstbeschreibung die entsprechende Information häufiger bejahen und schneller verarbeiten.

Hannover (1997b) geht von einem Zusammenspiel von chronischer und temporärer Zugänglichkeit aus: Je höher die chronische Zugänglichkeit eines Selbstaspektes ist, desto leichter ist er temporär abrufbar. Umgekehrt führt eine häufige temporäre Aktivierung in der Vergangenheit zu einer Erhöhung der chronischen Verfügbarkeit eines Selbstaspektes. Belege für diese Annahme stammen aus einem Experiment von Hannover (1997b). Bei 14-17jährigen Schülern und Schülerinnen wurde unabhängig vom eigenen Geschlecht entweder maskulines oder feminines Selbstwissen temporär zugänglich gemacht, indem diese entweder eine Babypuppe wickelten (feminines Selbstwissen aktiviert) oder einen Nagel einschlugen (maskulines Selbstwissen aktiviert). Anschließend beschrieben sich die Schülerinnen und Schüler anhand von vorgegebenen Adjektiven selbst. Es konnte gezeigt werden, dass Jugendliche nach der Aktivierung typisch femininen Selbstwissens sich schneller und häufiger mit femininen Eigenschaften beschrieben als mit maskulinen Eigenschaften. Umgekehrt wurden nach einer als typisch maskulin angesehenen Tätigkeit (Einschlagen eines Nagels) von den Jugendlichen häufiger und schneller maskuline als feminine Eigenschaften zur Selbstbeschreibung herangezogen. Da also die experimentelle Manipulation jeweils zu spezifischen Selbstbeschreibungen führte, schlussfolgerte Hannover, dass bestimmtes Selbstwissen temporär zugänglich gemacht werden kann.

Die Analyse der Selbstbeschreibungen in einer zusätzlichen Kontrollgruppe, in der zuvor weder eine maskuline noch eine feminine Tätigkeit ausgeführt worden war, ergab, dass sich jedoch Mädchen sowieso stärker mit femininen und Jungen stärker mit maskulinen Eigenschaften beschrieben. Dieses Ergebnis unterstützt die Annahme, dass die Unterschiede in der chronischen Zugänglichkeit geschlechtsspezifischen Selbstwissens auf eine häufigere temporäre Aktivierung entweder femininen oder maskulinen Selbstwissens zurückgeführt werden können. Insgesamt belegen die Ergebnisse dieser, aber auch anderer Studien von Hannover

(1997b), dass die chronische und temporäre Zugänglichkeit von Selbstwissen im Zusammenspiel auf die Verarbeitung neuer Information wirken.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass das Modell des dynamischen Selbst einen Einfluss des aktuellen sozialen Kontextes auf das Denken, Fühlen und Handeln von Personen postuliert. Dabei werden, wie von Linville und Carlston (1994) gefordert, eine Struktur- und eine Prozessannahme bezüglich des Selbst formuliert. Bezogen auf die Struktur wird angenommen, dass das Selbst multipel ist, d.h., dass einzelne Selbstaspekte auf spezifische Kontexte bezogen sind. Bezüglich der Prozesse wird vermutet, dass das Selbst flexibel ist, da es zu einem bestimmten Zeitpunkt stets nur eine Teilmenge aller Selbstaspekte im Arbeitsselbst aktiviert hat. Welche Aspekte im Arbeitsselbst aktiv sind, hängt davon ab, wie häufig sie in der Vergangenheit aktiviert wurden (*chronische* Zugänglichkeit) und wie lange die letzte Aktivierung zurückliegt (*temporäre* Zugänglichkeit). Die *chronisch* oder *temporär* hoch zugänglichen Konstrukte beeinflussen maßgeblich, auf welche Weise neue Information interpretiert und verarbeitet wird. Dies wurde in experimentellen Studien nachgewiesen (vgl. Hannover 1997b). In der vorliegenden Arbeit gehe ich davon aus, dass die *chronisch* hoch zugänglichen Selbstkonstrukte des Selbstkonzeptes den Aufbau mentaler Repräsentationen während der Verarbeitung nicht-selbstbezogener Informationen beeinflussen[3]. Dabei vermute ich einen Unterschied in den mentalen Repräsentationen zwischen Personen mit independentem Selbstkonzept und Personen mit interdependentem Selbstkonzept. Im folgenden Abschnitt werden die Modellannahmen des dynamischen Selbst auf diese beiden Arten von Selbstwissen angewendet.

3.4 DAS INDEPENDENTE UND DAS INTERDEPENDENTE SELBST

In dem im vorigen Abschnitt dargestellten Modell des dynamischen Selbst (Hannover, 1997a) wird das Selbst als multipel und flexibel auf Kontexte bezogen konzeptualisiert. Demnach organisieren Personen ihr Selbstwissen kontextspezifisch, wobei sie sich darin voneinander unterscheiden können, welche Selbstkonstrukte für sie hoch zugänglich sind. Eine heute gängige Klassifikation verschiedener Arten von Selbstwissen führten Markus und Kitayama (1991) mit der Differenzierung zwischen independenten und interdependenten Selbstkonzepten ein. Diese beiden Selbstwissensarten unterscheiden sich systematisch darin, welche Selbstaspekte chronisch hoch zugänglich sind. Sie sind daher zentral für die Frage, inwieweit

[3] Die *temporäre* Zugänglichkeit ist in dieser Arbeit weniger zentral.

sich Selbstwissen auf den Aufbau mentaler Repräsentationen auswirkt. Diese beiden Selbstwissensarten sollen im Folgenden erläutert werden.

Die Differenzierung zwischen independenten und interdependenten Selbstkonzepten geht zurück auf die kulturvergleichende Forschung (Markus & Kitayama, 1991), die grundlegend zwischen individualistischen und kollektivistischen Kulturen unterscheidet (z.B. Hofstede, 1980; Triandis, 1989). Typische Vertreter individualistischer Kulturen sind Westeuropa oder die USA. Individualistische Kulturen sind durch ein hohes Maß an Eigenverantwortlichkeit und Selbstbestimmung gekennzeichnet. Werte, wie Unabhängigkeit, Individualität, eigene Ziele verfolgen, ein aufregendes und vielseitiges Leben führen, persönliche Freiheit, ein Recht auf Privatheit usw. sind in individualistischen Kulturen tief verwurzelt. Dies zeigt sich zum Beispiel darin, dass in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung „*life, liberty and the pursuit of happiness*“ verankert wurde und auch in der deutschen Verfassung ein Recht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit normiert ist (Hannover & Kühnen, 2002).
Osteuropa, Asien oder auch Südamerika sind hingegen typische kollektivistische Kulturen. In diesen Kulturen werden Werte, wie Zugehörigkeit, Freundschaft, Sicherheit der Familie, nationale Sicherheit, Respekt gegenüber Älteren, Konformität, kollektive Identität und Gruppenzugehörigkeiten als wichtig erachtet. Diese Werte werden in der Gruppensolidarität, Gastfreundschaft und dem Leben in Großfamilien sichtbar. In verschiedenen Kulturen trifft man demnach auf unterschiedliche Leitbilder des „Wie man sein sollte“, so genannte kulturelle Imperative (Oyserman & Markus, 1993). Diese steuern maßgeblich die Entwicklung der persönlichen Identität.

Zwischen den Angehörigen individualistischer und kollektivistischer Kulturen lassen sich auch prägnante Unterschiede im Selbstkonzept finden (Markus & Kitayama, 1991). So definieren sich Menschen, die in unserem individualistischen Kulturkreis sozialisiert werden, über ihre Individualität und Autonomie. Sie verfügen über ein independentes Selbstkonzept, in dem autonome Selbstwissensanteile überwiegen. Dies bedeutet, dass die eigene Person als unabhängige Entität und als getrennt von anderen beschrieben wird. Independentes Selbstwissen umfasst Repräsentationen von Eigenschaften, Fähigkeiten und Einstellungen (z.B. „Ich bin sprachbegabt“ oder „Ich liebe Basketball“), über die eine Person unabhängig von anderen Personen und konkreten sozialen Kontexten verfügt. Sie betonen somit die Einzigartigkeit und Unabhängigkeit der eigenen Person. Deshalb weist die Repräsentation des independenten Selbst keinerlei Überschneidungen zu den Repräsentationen anderer Personen auf. Markus und Kitayama (1991) visualisieren das independente Selbst, indem sie dieses als einen Kreis

darstellen, der keinerlei Überlappungen zu anderen Personen, ebenfalls durch einen Kreis symbolisiert, aufweist (vgl. Abbildung 2).

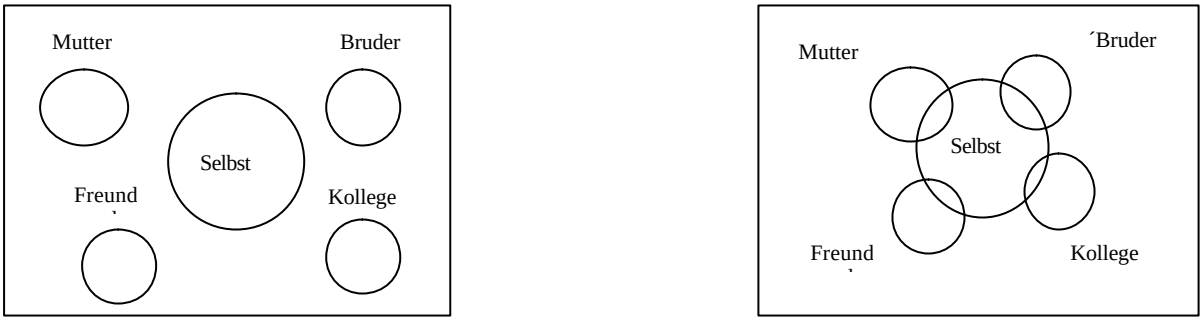

Abbildung 2: Independentes versus interdependentes Selbst (nach Markus & Kitayama, 1991)

Hingegen überwiegt in kollektivistischen Kulturen das interdependente Selbstkonzept, in dem soziale Inhalte dominieren. Interdependentes Selbstwissen umfasst vorrangig interpersonale Bezüge der Person wie soziale Rollen, Gemeinsamkeiten mit anderen und Gruppenzugehörigkeiten. Im Gegensatz zu independentem Selbstwissen sind auch Aspekte der sozialen Welt im Selbst repräsentiert. So sind enge Beziehungen und Kontexte für soziales Verhalten mit in der Definition der eigenen Person enthalten. Typische Selbstbeschreibungen einer interdependenten Person wären: „Ich habe einen kleinen Bruder“ oder „Ich bin Mitglied bei *Amnesty International*“ (z.B. Trafimow, Triandes & Goto, 1991). Die Repräsentation des interdependenten Selbst umfasst somit durchaus auch die Repräsentationen anderer Personen, was Markus und Kitayama dadurch veranschaulichen, dass die Kreise, welche die anderen Personen symbolisieren, mit dem Kreis, der die eigene Person symbolisiert, überlappen (vgl. Abbildung 2).

Die Genese unterschiedlicher Selbstkonzepte kann mit dem Modell des dynamischen Selbst von Hannover (1997a) erklärt werden. Ob independente oder aber interdependente Selbstaspekte die individuelle Selbstkonstruktion stärker dominieren, hängt dem Modell nach

a) von der relativen Zugänglichkeit und

b) der relativen Menge

independenter und interdependenter Selbstaspekte im Gedächtnis ab. Dabei kommt der Kultur, in der eine Person sozialisiert wird, eine besondere Bedeutung zu. Kultur kann als ein dynamisches Set von impliziten normativen Handlungsanforderungen oder Imperativen auf-

gefasst werden, die in einer Gemeinschaft entwickelt wurden und vorgeben, wie ihre Mitglieder denken und handeln sollen, um gute Mitglieder der Gemeinschaft zu sein (Markus & Kitayama, 1991; Markus, Mullaly & Kitayama, 1997). Kulturen vermitteln dabei independente oder interdependente Maßstäbe. Die jeweiligen kulturellen Handlungsmaßstäbe werden im Laufe der Sozialisation von der Person internalisiert und in die Selbstdefinition integriert, so dass eine der beiden Arten von Selbstwissen dominant, d.h. chronisch hoch zugänglich, wird. Kultur kann also eine chronische Aktivierungsquelle verschiedener Arten von Selbstwissen darstellen (z.B. Gardner, Gabriel & Lee, 1999; Haberstroh, Oyserman, Schwarz, Kühnen & Ji, 2002; Kemmelmeier, 2003; Kühnen & Hannover, 2003; Trafimow et al., 1991).

In der vorliegenden Arbeit bezieht sich der Begriff Kultur auch auf Subkulturen, die innerhalb einer nationalen Kultur zu finden sind, wie beispielsweise Geschlechtskulturen (Cross & Madson, 1997) oder Organisationskulturen (Schein, 1990). Dadurch, dass Individuen in mehreren Subkulturen beheimatet sind, finden sich Variationen im chronischen Selbstkonzept nicht nur zwischen Nationen, sondern auch innerhalb von Nationen. Das heißt, wir finden innerhalb einer Kultur Personen, die über beide Arten von Selbstwissen verfügen. Dabei dominiert chronisch jedoch meist der independente oder der interdependente Anteil das Selbst (z.B. Brewer & Gardner, 1996; Cross et al, 2000; Cross, Gore & Morris, 2003; Hannover, Kühnen & Birkner, 2000; Gardner et al. ,1999; Niedenthal & Beike, 1997; Onorato & Turner, 2001; Rhee, Uleman, Lee & Roman, 1995; Turner & Onorato, 1999). Insbesondere experimentelle Priming-Studien (spezifisches Selbstwissen wird situativ aktiviert) belegen, dass alle Menschen sich flexibel in Abhängigkeit von aktuellen Motiven oder der aktuellen Situation stärker independent oder stärker interdependent definieren (z.B. Gardner et al., 1999; Hannover et al., 2000; Niedenthal & Beike, 1997; Trafimow et al., 1991). Das erlaubt es, auch innerhalb einer Kultur Unterschiede in der Auswirkung zwischen independenten und interdependenten Personen auf verschiedene psychologische Variablen, wie zum Beispiel den Aufbau mentaler Repräsentationen, zu untersuchen. Dazu ist es jedoch notwendig, Personen danach einzuteilen, ob eher independente oder interdependente Aspekte die Selbstkonstruktion chronisch dominieren.

Mittlerweile steht für diesen Zweck eine Reihe von Fragebogeninstrumenten zur Verfügung (Gabriel & Gardner, 1999; Matsumoto, Weissman, Preston, Brown & Kupperbusch, 1997; Singelis, 1994; Cross et al., 2000). Die Selbstkonzeptskala von Singelis (1994) hat sich als Instrument zur Differenzierung independenter und interdependenter Selbstkonstruktionen

durchgesetzt. Sie besteht aus insgesamt 24 Aussagen, die nach ihrem Zutreffen auf die eigene Person mittels einer fünfstufigen Skala beurteilt werden sollen. Anhand von je zwölf Items wird sowohl independentes Selbstwissen (z.B. „ Ich mag es, einzigartig und in vielerlei Hinsicht von anderen Menschen verschieden zu sein“) als auch interdependentes Selbstwissen (z.B. „Meine Zufriedenheit ist abhängig von der Zufriedenheit der Menschen um mich herum“) erfasst. Je stärker eine Person independenten Aussagen im Vergleich zu den interdependenten Aussagen zustimmt, desto stärker independent ist nach diesem Fragebogen ihr Selbstkonzept.

Im Rahmen dieser Arbeit werden intrakulturelle Unterschiede zwischen Independenten und Interdependenten in Hinblick auf den Informationsverarbeitungs-Prozess genauer beleuchtet. Deshalb wird die Selbstkonzeptskala von Singelis (1994) in einer deutschen Fassung von Hannover, Kühnen und Birkner (2000) in dieser Arbeit verwendet, um die aus einer Kultur stammenden Probanden quasiexperimentell in Independente und Interdependente einteilen zu können.

3.4.1 Inhaltliche Unterschiede zwischen independentem und interdependentem Selbstwissen

Dass sich die Selbstbeschreibungen und damit die Selbstkonstruktionen independenter und interdependenter Personen *inhaltlich* voneinander unterscheiden, zeigt eine Reihe von Studien (z.B. Gardner et al., 1999; Rhee et al., 1995; Trafimow et al., 1991). Wie bereits erläutert, umfasst ein independentes Selbstkonzept vorwiegend autonome Selbstwissensinhalte, die die eigene Unabhängigkeit betonen, wohingegen in einem interdependenten Selbstkonzept stärker soziale Selbstwissensinhalte, wie soziale Beziehungen der Person zu anderen Menschen oder soziale Gruppenzugehörigkeiten, enthalten sind. Beispielhaft zeigen Studien Unterschiede in den sozialen und autonomen Selbstwissensinhalten zwischen Personen mit independenter und interdependenter Selbstsicht in Selbstbeschreibungsaufgaben. In einer Studie differenzierten Trafimow, Triandis und Goto (1991) ihre Probanden zunächst nach ihrer kulturellen Zugehörigkeit (China vs. Nordamerika) als chronisch interdependent bzw. independent. Beide Versuchsgruppen erhielten ein experimentelles Priming, d.h., es wurde temporär independentes oder interdependentes Selbstwissen aktiviert. Zur Aktivierung independenten Selbstwissens sollten die Probanden über Unterschiede zwischen sich und ihren Freunden und Verwandten nachdenken. Interdependentes Selbstwissen wurde zugänglich gemacht, indem

sich die Versuchspersonen zunächst Gemeinsamkeiten zwischen sich und ihren Freunden und ihrer Familie überlegten. Anschließend wurden die Selbstbeschreibungen der Teilnehmer mittels des *Twenty Statements Test* (Kuhn & McPartland, 1954) erhoben, in dem zwanzig Mal auf die Frage „Wer bin ich?“ der Satz „Ich bin…“ vervollständigt werden sollte. Erwartungskonform produzierten independente Personen (chronisch und nach independentem Priming) häufiger *autonome* Inhalte, d.h., sie verwendeten generelle Merkmale, um sich selbst zu charakterisieren wie „Ich bin sportlich“. Interdependente Personen (chronisch und nach interdependentem Priming) generierten mehr *soziale* Inhalte wie Gruppenzugehörigkeiten oder Kontextbezüge wie „Ich spiele in der Hockeymannschaft“, um sich selbst zu beschreiben.

3.4.2 Strukturelle Unterschiede zwischen independentem und interdependentem Selbstwissen

Independente und interdependente Selbstkonstruktionen unterscheiden sich allerdings nicht nur inhaltlich, sondern auch *strukturell* voneinander (z.B. Hannover, 2000; Hannover et al., 2000; Kashima, Kashima, Farsides, Kim, Strack, Werth & Yuki, 2004; Roeder & Hannover, 2002). Die Betrachtung struktureller Unterschiede zwischen independentem und interdependentem Selbstwissen ist im Hinblick auf die Fragestellung dieser Arbeit zentral. Aus den strukturellen Besonderheiten in independentem und interdependentem Selbstwissen lassen sich, wie später in Abschnitt 3.5 ausgeführt wird, Unterschiede in den Informationsverarbeitungs-Prozeduren ableiten, die für den Aufbau mentaler Repräsentationen entscheidend sind.

Soziale Beziehungen stellen einen konstitutiven Bestandteil interdependenter Selbstkonstruktionen dar. Diese sind jedoch nur in konkreten Situationen und mit spezifischen Personen realisierbar. Dadurch ist das Selbstwissen interdependenter Personen auch spezifischer. Es wird zusammen mit seinen Beziehungen zum Kontext im Gedächtnis repräsentiert. Durch den Kontextbezug ist dieses Wissen konkret und damit wenig generalisiert. Zwar werden durchaus auch Eigenschaften zur Selbstbeschreibung genutzt, diese werden aber kontextspezifisch verwendet. Eigenschaften, die sich beispielsweise auf das Selbst im Kreis der Familie beziehen (z.B. „Mit den kleinen Eigenarten meiner Familienmitglieder bin ich nachsichtig“), müssen nicht unbedingt auch Teil des berufsbezogenen Selbstwissens sein (z.B. „Bei der Arbeit bin ich output-orientiert“). Im Gegensatz dazu handelt es sich bei independentem Selbstwissen typischerweise um *abstraktes* Selbstwissen. Das bedeutet, dass selbstbezogenes Wissen ohne Bezug zu konkreten Situationen und Personen enkodiert und gespeichert wird (z.B. „Ich

liebe gute Bücher“ oder „Ich bin kreativ“). Die Verwendung genereller Eigenschaften bezieht sich auf generalisierte, abstrakte Aspekte der Person, die über Situationen hinweg konsistent und zeitlich stabil sind.

Es gibt Evidenz für die unterschiedliche Struktur der beiden Selbstwissensarten. So untersuchte zum Beispiel Cousins (1989) im Kulturvergleich den Grad der Abstraktion der Selbstbeschreibungen von independenten Personen mit denen von interdependenten Personen. Als abhängige Variable bearbeiteten die Probanden den oben beschriebenen *Twenty - Statements - Test* (Kuhn & McPartland, 1954). Die Analyse der Antworten zeigte, dass die Aussagen der interdependenten Teilnehmer vornehmlich konkret und kontextspezifisch (z.B. „Ich spiele am Wochenende Tennis.“) waren. Im Gegensatz dazu enthielten die Satzergänzungen der independenten Personen mehr abstrakte psychologische Eigenschaften und kontextübergreifende Attribute (z.B. „Ich bin optimistisch“; „Ich bin freundlich“).
Ziel einer Studie von Niedenthal & Beike (1997) war es, Annahmen über die kognitive Struktur allgemeiner Konzepte auf die Struktur des Selbstkonzepts zu übertragen. Ihre Hypothese war, dass sich Selbstkonzepte danach unterscheiden lassen, ob das enthaltene Selbstwissen auf konkreter Ebene, und damit auf andere Konzepte bezogen, oder aber isoliert von anderen Konzepten, auf abstrakterer Ebene, repräsentiert wird. Dazu aktivierten sie mittels eines experimentellen Priming entweder independentes oder interdependentes Selbstwissen. In der independenten Bedingung (*isolated self construal*) sollten die Probanden sich anhand vorgegebener Eigenschaften unabhängig von ihren Verwandten beschreiben. In der interdependenten Bedingung (*interrelated self construal*) hingegen sollte die Selbstbeschreibung im Vergleich zu den Verwandten erfolgen. Die vorgegebenen Eigenschaften waren jedoch zuvor nach dem Grad ihrer Abstraktion einem von drei Abstraktionslevels zugeordnet worden: einem untergeordneten Level (z.B. „musikalisch“ oder „genau“), einem mittleren Level (z.B. „künstlerisch“ oder „pflichtbewusst“) oder einem übergeordneten Level (z.B. „talentiert“ oder „verantwortungsbewusst“). Die Ergebnisse zeigten, dass Probanden in der independenten Bedingung für die Selbstbeschreibung mehr übergeordnete Adjektive wählten als in der interdependenten Priming-Bedingung. Das Priming independenten Selbstwissens führt also zu einem stärker abstrakten Level der Selbstbeschreibung als das Priming interdependenten Selbstwissens.
Rhee, Uleman, Lee und Roman (1995) zeigten in einer Untersuchung, dass es sich bei der inhaltlichen Dimension autonom-sozial und der strukturellen Dimension abstrakt-konkret um zwei voneinander getrennte Dimensionen handelt, obwohl sie häufig in der Literatur als aus-

tauschbar behandelt werden. Sie klassifizierten „Ich bin…“ Satzergänzungen von independenten und interdependenten Probanden zum einen danach, ob sie einen autonomen oder einen sozialen Inhalt hatten. Zum anderen wurde unterschieden, wie abstrakt bzw. konkret sie waren. Erwartungsgemäß definierten sich Personen mit independenter Selbstkonstruktion vor allem über autonom-abstrakte Aussagen, während Personen mit interdependenter Selbstkonstruktion vor allem sozial-konkrete Aussagen bevorzugten.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass seit Markus und Kitayama (1991) zwischen einer independenten und einer interdependenten Selbstkonstruktion differenziert wird, die sich zum einen in den Selbstinhalten, zum anderen aber auch in ihrer Struktur voneinander unterscheiden. Independentes Selbstwissen ist autonom und wird stärker abstrakt repräsentiert. Interdependentes Selbstwissen umfasst hingegen stärker soziale Inhalte und wird stärker spezifisch abgebildet. Insbesondere die Kultur formt die unterschiedlichen Selbstkonstruktionen in bedeutsamer Weise. Durch ihre unterschiedlichen Anforderungen an ihre jeweiligen Mitglieder wird verstärkt auf eine independente bzw. interdependente Selbstsicht hingewirkt. Allerdings lassen sich auch innerhalb einer nationalen Kultur, die wiederum aus mehreren Subkulturen besteht, sowohl independente als auch interdependente Selbstkonstruktionen finden. Entscheidend ist hierbei, dass alle Menschen über beide Arten von Selbstwissen verfügen, von denen aber in den meisten Fällen eine chronisch dominiert (z.B. Gardner et al., 1999).

3.4.3 Einfluss auf das Denken, Fühlen und Handeln

Viele Studien belegen, dass Personen sich in Abhängigkeit der Selbstkonstruktion in ihrem Denken, Fühlen und Handeln voneinander unterscheiden (z.B. Cross et al., 2000; Hannover et al., 2000; Hannover & Kühnen, 2002; Kühnen et al., 2001; Kühnen & Oyserman, 2002; Markus & Kitayama, 1991, 1998; Niedenthal & Beike, 1997; Pöhlmann, Iyengar, Hannover & Carranza, submitted). Im Speziellen liegen Befunde vor, dass independentes und interdependentes Selbstwissen zu Differenzen im Denken, z.B. in Attributionsprozessen führt. Während Independente stärker stabile interne Gründe wie Eigenschaften als Erklärung für beobachtetes Verhalten heran ziehen, beachten Interdependente stärker den kontextuellen Bezug bei der Ursachenzuschreibung (Choi, Nisbett & Norenzayan, 1999; Hong, Morris, Chiu & Benet-Martinez, 2000; Morris & Peng, 1994). Zudem vergleichen sich Independente relativ zu Interdependenten stärker mit hohen als mit niedrigen Standards (z.B. Kühnen & Haberstroh, 2004). Bezüglich des Fühlens zeigte Matsumoto (1989), dass independente Per-

sonen häufiger auf das Selbst bezogene Emotionen erlebten (z.B. Stolz oder Frustration), wohingegen bei interdependenten Personen häufiger interpersonal bezogene Emotionen auftraten (z.B. Scham oder Sympathie). Des Weiteren zeigte sich bei Independenten eine schwächere Tendenz zur Selbstkritik (Heine, Lehmann, Peng, & Greenholtz, 2002). Ihr Verhalten richteten Interdependente stärker an Normen und Erwartungen als an Attitüden aus (z.B. Trafimow & Finlay, 1996; Ybarra & Trafimow, 1998). Auch konnte nachgewiesen werden, dass Interdependente in einem Spiel eine kooperativere Handlungsweise zeigten als Independente (Hannover et al., 2000).

Bisher nicht ausgeführt sind jedoch die genauen Funktionsmechanismen, die zu diesen unterschiedlichen Erfahrungen bei independenten und interdependenten Personen führen. Für die zu überprüfende Frage der vorliegenden Arbeit ist es jedoch notwendig, die kognitiven Mechanismen genauer zu betrachten, um spezifizieren zu können, wie die Unterschiede in den mentalen Repräsentationen, und damit in den Wissensstrukturen, in Abhängigkeit vom Selbstkonzept geartet sind. Als theoretische Fundierung hierfür eignet sich das Semantisch-Prozedurale Interface-Modell des Selbst (Hannover & Kühnen, 2002; Hannover et al., 2005a, 2005b; Kühnen et al., 2001; Kühnen & Hannover, 2003), das deshalb im Folgenden vorgestellt werden soll. Aus diesem Modell lassen sich bezüglich der zu untersuchenden Frage genauere Vorhersagen darüber ableiten, inwieweit das independente und interdependente Selbst die Unterschiedlichkeit im Aufbau mentaler Repräsentationen durch unterschiedliche Informationsverarbeitungs-Prozeduren bedingen.

3.5 DAS SEMANTISCH-PROZEDURALE INTERFACE MODELL DES SELBST

Wichtige Modelle der Sozialpsychologie zum Selbst verstehen das Selbst nicht nur als eine Ansammlung von Selbstwissen. Vielmehr stellt neben einem Set inhaltlich-biographischer Erinnerungen und semantischer Information die kognitive Struktur, welche die Informationsverarbeitung organisiert, einen wesentlichen Bestandteil des Selbst dar (Kühnen et al., 2001, Markus & Wurf, 1987; Oyserman & Markus, 1993). In diesem Abschnitt wird deshalb das Semantisch-Prozedurale Interface-Modell (SPI-Modell, Hannover & Kühnen, 2002; Kühnen et al., 2001; Kühnen & Hannover, 2003) des Selbst vorgestellt. Das SPI-Modell postuliert, dass verschiedene Inhalte und Strukturen independenter und interdependenter Selbstkonzepte für die beobachtbaren Unterschiede im Denken, Fühlen und Handeln verantwortlich sind. Es nimmt zwei Mechanismen an, den *semantischen* und den *prozeduralen*

Mechanismus, die den Prozess der Informationsverarbeitung differenziell beeinflussen. Aufgrund dessen ist es möglich, die in dieser Arbeit zu prüfenden Unterschiede im Aufbau mentaler Repräsentationen zwischen Independenten und Interdependenten genauer zu spezifizieren. Die Annahmen des SPI-Modells, welches schematisch in Abbildung 3 dargestellt ist, sollen im Nachstehenden ausgeführt werden.

Der semantische Mechanismus

Ausgangspunkt des SPI-Modells ist die unterschiedliche Zugänglichkeit independenten und interdependenten Selbstwissens, d.h., wie leicht auf eine der beiden Arten zugegriffen werden kann. Darauf aufbauend postuliert das SPI-Modell zwei Wirkmechanismen, mittels derer individuelles Selbstwissen auf das Denken, Fühlen und Handeln der Person Einfluss nimmt.

Der *semantische* Mechanismus fußt auf der Annahme, dass in independenten und interdependenten Selbstkonstruktionen entweder *autonome* oder *soziale* Inhalte stärker zugänglich sind. Die mental leicht abrufbaren *autonomen* oder *sozialen* Inhalte beeinflussen die persönliche Erfahrung von Menschen dadurch, dass neu eintreffende Information entsprechend den zugänglichen Selbstinhalten identifiziert, kategorisiert und interpretiert wird (vgl. Higgins et al., 1977; Srull & Wyer, 1979). Dabei spielen Wertvorstellungen und Ziele, an denen sich die Person vornehmlich orientiert, eine besondere Rolle. Bei hoch zugänglichem independenten Selbstwissen werden Informationen an autonome Inhalte, bei hoch zugänglichem interdependenten Selbstwissen an soziale Inhalte angepasst (z.B. Higgins, 1996). Dieser Mechanismus bezeichnet die semantische Assimilation neuer Information an zugängliche Selbstinhalte (Abbildung 3; Pfeile 1, 3, 4).

Der prozedurale Mechanismus

Der zweite im SPI-Modell postulierte Mechanismus bezieht sich auf unterschiedliche Modi der Informationsverarbeitung. Es wird davon ausgegangen, dass die independente und die interdependente Selbstkonstruktion aufgrund struktureller Unterschiede über jeweils verschiedene prozedurale Eigenschaften verfügen. Demnach führt eine independente Selbstkonstruktion dazu, dass neu eintreffende Information *kontextunabhängig* verarbeitet wird. Kontextunabhängige Informationsverarbeitung bedeutet, dass neu eingehende Informationen als unabhängig von dem sie umgebenden Kontext kategorisiert und interpretiert werden.

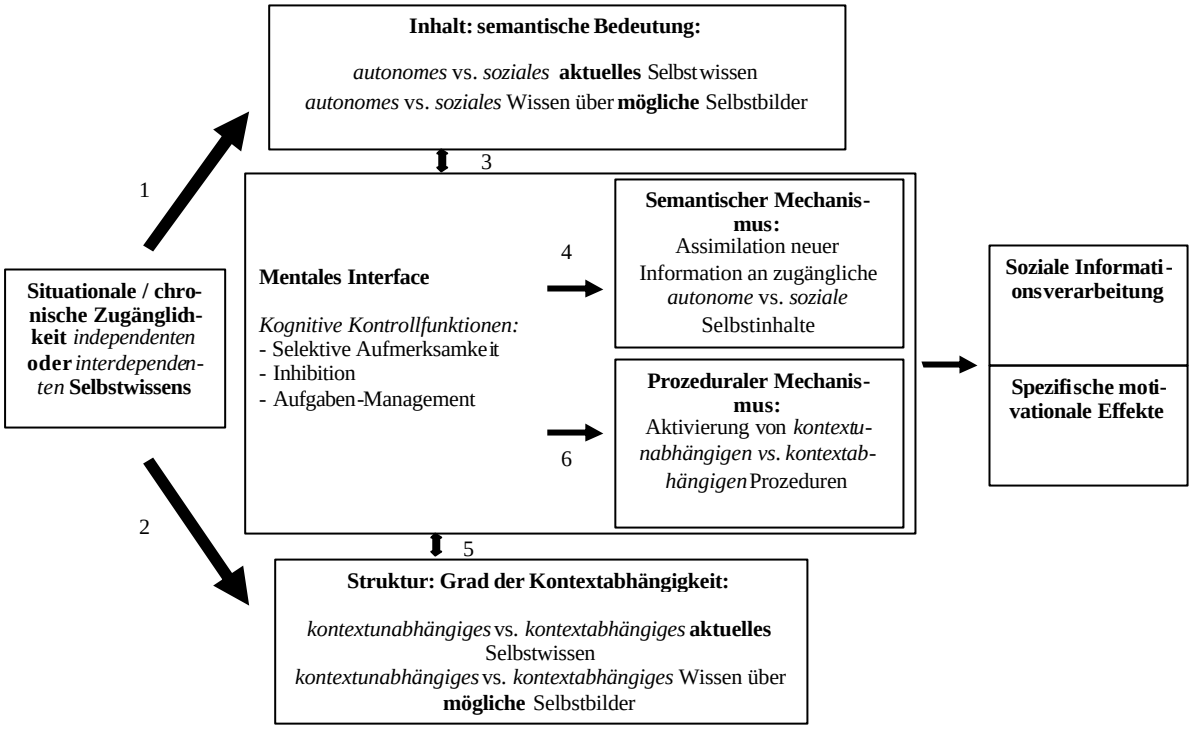

Abbildung 3: Das Semantisch-Prozedurale Interface Modell des Selbst (SPI-Modell) (aus: Hannover et al., 2005a, S. 101)

Dies bedeutet, dass Informationen, die gemeinsam in einem Kontext erscheinen, so verarbeitet werden, als hätten sie nichts miteinander zu tun.

Im Gegensatz dazu initialisiert eine interdependente Selbstkonstruktion eine *kontextabhängige* Informationsverarbeitung. Das heißt, dass in die Verarbeitung neuer Informationen der sie umgebende Kontext bei der Kategorisierung und Interpretation mit einbezogen wird. Informationen, die innerhalb eines Kontextes auftauchen, werden vergleichsweise stark aufeinander bezogen verarbeitet. Unter solche Kontexte fallen nach Hannover und Kühnen (2002) verschiedenste Situationsaspekte, wie räumliche Kontexte (z.B. zu Hause oder am Arbeitsplatz), zeitlich definierte Kontexte (z.B. früher, momentan, an Weihnachten), kausal relevante Kontexte (z.B. wenn ich hungrig bin) und soziale oder normative Kontexte (z.B. wenn ich mit Person A zusammen bin).

Die Annahme unterschiedlich verlaufender Informationsverarbeitung wird damit begründet, dass independentes und interdependentes Selbstwissen sich nicht nur inhaltlich voneinander unterscheidet, sondern auch strukturell, d.h. im Ausmaß der Kontextabhängigkeit (Roeder &

Hannover, 2002; vgl. auch Abschnitt 3.4.2). Während die im independenten Selbstwissen enthaltenen autonomen Inhalte eher kontextunabhängig repräsentiert sind (z.B. „Ich bin musikalisch“), ist das in interdependenten Selbstkonstruktionen enthaltene soziale Selbstwissen stärker kontextabhängig (z.B. „ Ich mache in meiner Freizeit gern mit meinen Freunden Musik.“) (z.B. Hannover et al., 2005a, 2005b; vgl. auch Abbildung 3, Pfeile 2, 5, 6).
Die Präferenz für kontextabhängige oder –unabhängige Informationsverarbeitung ist durch den Erwerb independenten und interdependenten Selbstwissens erklärbar. Umfassen die Selbstdefinitionen von Personen bevorzugt autonome Inhalte, müssen neu eintreffende selbstbezogene Informationen fortwährend über konkrete Kontexte hinweg generalisiert, d.h. kontextunabhängig verarbeitet werden. Umgekehrt gilt eine kontextabhängige Informationsverarbeitung als notwendige Voraussetzung für den Erwerb interdependenten Selbstwissens. Da Teil des sozialen Selbstwissens Repräsentationen konkreter Personen und Situationen sind, werden diese kontinuierlich in die Wahrnehmung und Reflexion des Selbst mit einbezogen. Die bevorzugte Anwendung entweder kontextunabhängiger oder kontextabhängiger Prozeduren während der Aneignung von Selbstwissen führt zu einer stärkeren Implementierung der entsprechenden Prozeduren innerhalb des kognitiven Systems gegenüber anderen Prozeduren. Konsequenterweise ist die Informationsverarbeitung bei independentem Selbstkonzept von kontextunabhängigen Prozeduren dominiert, wohingegen bei interdependentem Selbstkonzept kontextabhängige Prozeduren präferiert werden. Entscheidend ist, dass die Bevorzugung für den einen oder anderen Informationsverarbeitungsmodus in Abhängigkeit der Selbstwissensart sowohl für selbstbezogene als auch generell für neu eintreffende Information postuliert wird (Hannover & Kühnen, 2002).

Das aktuelle und das angestrebte Selbst

Die bisher ausgeführten Annahmen bezüglich des SPI-Modells fokussierten nur den Einfluss des zugänglichen Selbstwissens auf die Verarbeitung neu eintreffender Informationen, das im aktuellen Selbstkonzept enthalten ist. Das Selbst besteht jedoch nicht ausschließlich aus Wissen darüber, wer oder was eine Person im aktuellen Moment ist, sondern enthält zudem mentale Repräsentationen über ein mögliches bzw. gewünschtes Selbst, das persönliche Ziele und Motive betrifft, was und wie die Person sein sollte und möchte (z.B. Cantor et al., 1986; Carver & Scheier, 1999; Higgins, 1987; Kruglanski, 1996). Dieses gewünschte Selbst stellt einen Standard dar, an dem das aktuelle Selbst gemessen wird. Gleichzeitig steuert und motiviert es das Verhalten von Personen im Hinblick auf das Erreichen von

Zielen, die im gewünschten Selbst enthalten sind (Higgins, 1987). Davon ausgehend postuliert das SPI-Modell, dass auch independentes und interdependentes Selbstwissen nicht ausschließlich Repräsentationen des aktuellen Selbst umfasst, sondern auch das mögliche Selbst, z.B. das gewünschte independente Selbst oder das gewünschte interdependente Selbst sowie selbstbezogene Ziele (Hannover et al.2005a, 2005b). Das erwünschte independente Selbst enthält autonomes und kontextunabhängiges Selbstwissen, z.B. die Repräsentation eigener Ziele, Hoffnungen, Wünsche oder Bestrebungen. Das erwünschte interdependente Selbst enthält hingegen soziales und kontextabhängiges Selbstwissen wie beispielsweise Repräsentationen von Verpflichtungen, Verantwortlichkeiten und Aufgaben, welche die eigene Person gegenüber anderen zu erfüllen hat (vgl. *ideal* und *ought self* bei Higgins, 1987).

Das mentale Interface und kognitive Kontrollfunktionen

Darüber hinausgehend wird angenommen, dass die beschriebenen Wirkmechanismen miteinander interagieren. Kommt es zu einer erhöhten Zugänglichkeit autonomer Selbstwissensinhalte, geht dies mit der bevorzugten Anwendung des korrespondierenden kontextunabhängigen Verarbeitungsmodus einher. Sind jedoch soziale Selbstwissensinhalte stärker zugänglich, wird eine kontextabhängige Verarbeitung präferiert. Gleichzeitig wird davon ausgegangen, dass bei ausgeprägter kontextabhängiger bzw. kontextunabhängiger Verarbeitung die jeweils korrespondierenden semantischen Selbstwissensinhalte zugänglicher sind. Was beide Mechanismen miteinander verbindet, wird im SPI-Modell als mentales Interface beschrieben (vgl. Abbildung 3).

Weiter spezifiziert das SPI-Modell, dass dieses mentale Interface im Arbeitsgedächtnis einer Person beheimatet ist (z.B. Hannover et al., 2005a, 2005b; Kühnen et al., 2001). Aktuelle Konzeptionen des Arbeitsgedächtnisses gehen davon aus, dass das Arbeitsgedächtnis neben der kurzfristigen Speicherung von semantischen Inhalten zusätzlich eine prozedurale Funktion bei der Ausführung kognitiver Operationen hat (z.B. Baddeley & Della Sala, 1996; Monsell, 1996). Die Tendenz, Information in Abhängigkeit des aktuell zugänglichen Selbstwissens eher kontextabhängig oder kontextunabhängig zu verarbeiten, ist danach zurückzuführen auf übergeordnete Kontrollfunktionen. Ein Set kognitiver Kontrollfunktionen (exekutiver Funktionen) im Arbeitsgedächtnis bestimmt demnach den individuellen Grad der Kontextabhängigkeit (vgl. Springer, 2005). Unter solchen kognitiven Kontrollfunktionen werden übergeordnete komplexe kognitive Prozesse verstanden, die verantwortlich für die Koordination und Kontrolle von Verhalten sind. Bei der Bewältigung bestimmter kognitiver Aufgaben wer-

den von den kognitiven Kontrollfunktionen spezifische mentale Operationen, die für die Aufgabenbearbeitung erforderlich sind, ausgewählt, konfiguriert und koordiniert (z.B. Baddeley & Della Sala, 1996, Monsell, 1996; Tranel, Anderson & Benton, 1994). Die folgenden drei Mechanismen exekutiver Kontrolle sind besonders elementar und zentral (Kramer, Hahn & Gopher, 1999; Milliken & Tipper, 1998):

- die selektive Aufmerksamkeit gegenüber aufgabenrelevanter Information,
- die Inhibition aufgabenirrelevanter Stimuli und
- das Aufgabenmanagement (Aufgabenwechsel und Persistenz).

Diese wurden auf das SPI-Modell des Selbst bezogen. Sie stellen, wie Springer (2005) zeigen konnte, die wesentlichen Kontrollfunktionen dar, die die Ausführung kontextunabhängiger oder kontextabhängiger kognitiver Prozeduren initialisieren und supervidieren. Im Folgenden werden sie genauer erläutert.

A) Selektive Aufmerksamkeit

Innerhalb der Kognitionspsychologie wird angenommen, dass zeitgleich aufgenommene Informationen automatisch und parallel verarbeitet werden (Broadbent, 1958; Kahneman, 1973; Posner & Snyder, 1975; Milliken & Tipper, 1998). Dies führt dazu, dass aufgabenirrelevante mit aufgabenrelevanter Information um die begrenzte Verarbeitungskapazität des kognitiven Systems konkurriert. Unter Umständen führt das zu so genannten Interferenzeffekten. In diesem Zusammenhang bedeutet dies, dass die Verarbeitung relevanter Information durch das Beachten irrelevanter Information beeinträchtigt wird (Norman & Shallice, 1980; Neumann, 1987; Wickens, 1983). Durch die selektive Aufmerksamkeit können Interferenzeffekte jedoch vermieden werden. Dabei wird die Aufmerksamkeit insbesondere auf die fokalen, aufgabenrelevanten Stimuli gerichtet, d.h., die vorhandenen kognitiven Ressourcen werden den aufgabenrelevanten Informationen zugeteilt.

Nach dem SPI Modell sichert eine Person, die verstärkt auf independentes Selbstwissen zugreift, eine *kontextunabhängige* Verarbeitung, indem sie einen selektiven Aufmerksamkeitsfokus auf diejenige Stimulusinformation richtet, die relevant für die auszuführende Aufgabe ist. Umgekehrt wird durch hoch verfügbares interdependentes Selbstwissen eine *kontextabhängige* Verarbeitung begünstigt, indem ein breiter Aufmerksamkeitsfokus auf fokale und kontextuelle Information gerichtet wird. Das führt dazu, dass sowohl aufgabenrelevante als auch - irrelevante Stimuli verarbeitet werden.

B) Inhibition

Unter Inhibition ist die aktive intentionale Hemmung aufgabenirrelevanter Reize zu verstehen. Sie stellt ein über die selektive Aufmerksamkeit hinausgehendes Konzept kognitiver Kontrollfunktionen dar (z.B. Hannover et al., 2005a, 2005b; Springer, 2005). Während die selektive Aufmerksamkeit dafür sorgt, dass Ressourcen auf aufgabenrelevante Stimuli angewendet werden, bewirkt die Inhibition ein direktes Ausschließen verhaltensirrelevanter Reize aus dem Verarbeitungsprozess. Somit wird gewährleistet, dass die vorhandenen Ressourcen den aufgabenrelevanten Stimuli vorbehalten bleiben (vgl. Springer, 2005; Houghton & Tipper, 1994).

Im Rahmen des SPI-Modells wird davon ausgegangen, dass eine independente Person nicht nur ihre Aufmerksamkeit auf relevante Information fokussiert, sondern gleichzeitig kontextuelle, aufgaben-irrelevante Information inhibiert. Im Gegensatz dazu werden Informationen, die irrelevant für die Aufgabe scheinen, von interdependenten Personen nicht inhibiert, sondern mit verarbeitet.

C) Aufgabenmanagement

Eine dritte zentrale Funktion exekutiver Kontrolle ist das Aufgaben-Management. Zum einen regelt diese Funktion die Planung und Programmierung von Handlungen. Darüber hinaus sorgt sie dafür, dass zwischen verschiedenen Aufgabenarten effektiv hin und her gewechselt werden kann. Ein Aufgabenwechsel setzt voraus, gewohnte Antwortschemata aufzugeben bzw. zu modifizieren, um Ressourcen frei zu machen für Stimuli, die bei der Bearbeitung einer neuen Aufgabe bedeutsam sind.

Bei der Realisierung eines Aufgabenwechsels entstehen gewöhnlich so genannte Wechselkosten, d.h. Leistungsdifferenzen (z.B. in Reaktionszeiten) zwischen den Antworten vor und direkt nach dem Aufgabenwechsel. Derartige Leistungsdifferenzen gelten als Indikator für die Qualität des Aufgabenwechsels (Kramer et al., 1999; Milliken & Tipper, 1998).

Bei Independenten wird durch ein effizientes Aufgabenmanagement ein effektiver Wechsel zwischen verschiedenen Aufgabentypen, und damit eine kontextunabhängige Informationsverarbeitung, gewährleistet (Rogers & Monsell, 1995; Mayr & Keele, 2000). Demgegenüber berücksichtigen Interdependente während eines Aufgabenwechsels zwischen verschiedenen Aufgaben kontextuelle Information stärker mit (Hannover et al., 2005a, 2005b; Springer, 2005). Wann immer kontextuelle oder scheinbar irrelevante Informationen tatsächlich relevant für die Aufgabenlösung sind, führen diese Kontrollfunktionen zu besserer Performanz (z.B. Kühnen & Oyserman, 2002). Das Aufgabenmanagement wurde der Vollständigkeit hal-

ber ausgeführt, ist jedoch im Hinblick auf die in dieser Arbeit nachgegangenen Frage weniger bedeutsam als die ersten beiden Funktionen.

Im Folgenden soll zunächst Evidenz für die Annahmen des SPI-Modells bezüglich des *semantischen* und des *prozeduralen* Mechanismus vorgestellt werden. Anschließend wird eine Studie erläutert, die die exekutiven Funktionen in Abhängigkeit der Independenz bzw. Interdependenz des Selbst untersuchte, welche die Kontextabhängigkeit der Informationsverarbeitung steuern. Auf Evidenz zum Einfluss des Selbst auf motivierte Prozesse in Abhängigkeit von aktuellem und angestrebtem Selbstwissen soll im Rahmen dieser Arbeit nicht ausführlicher eingegangen werden.

3.5.1 Empirische Evidenz zu den Mechanismen des SPI-Modells

Zunächst werden einige Untersuchungsergebnisse angeführt, die die Wirkweise des *semantischen* Mechanismus belegen, um im Anschluss ausführlicher auf Studien bezüglich des *prozeduralen* Mechanismus einzugehen, da dieser wesentlich für die Untersuchungsfragen ist.

Das SPI-Modell nimmt mit dem *semantischen* Mechanismus an, dass bei hoch zugänglichem independenten Selbstwissen Informationen stärker an autonome Inhalte, bei hoch zugänglichem interdependenten Selbstwissen stärker an soziale Inhalte assimiliert werden. Diese Annahmen wurden vielfach belegt (z.B. Gardner et al., 1999; Hannover & Kühnen, 2002; Hannover et al., 2000; Kemmelmeier, 2003; Ozawa, Crosby & Crosby, 1996; Rhee et al., 1995, Trafimow et al., 1991; Ybarra & Trafimow, 1998). So zeigen sich beispielsweise in Selbstbeschreibungsaufgaben Unterschiede insofern, als sich Personen nach einem independenten Priming stärker mit autonomen Eigenschaften und nach interdependentem Priming stärker mit sozialen Eigenschaften beschrieben (Gardner et al., 1999). Zudem legten Personen nach einem interdependenten Priming die Betonung stärker auf Ähnlichkeiten zwischen sich und anderen Personen als nach independentem Priming (Kühnen & Hannover, 2000). Zudem konnten Unterschiede zwischen Independenten und Interdependenten im Kooperationsverhalten nachgewiesen werden (z.B. Oetzel, 1998; Stucke, 2003). Stucke (2003) zeigte, dass sich in independente und interdependente klassifizierte Eishockeyspieler untereinander verschieden kooperativ und kompetitiv einschätzten. Insgesamt wurden als independent klassifizierte Spieler von den anderen Spielern als stärker kompetitiv, interdependente Spieler hingegen als

stärker kooperativ beurteilt. Weiter konnte gezeigt werden, dass nach einem independenten Priming Werte, die sich auf soziale Verpflichtungen beziehen, als weniger wichtig angesehen werden als nach einem interdependentem Priming (Gardner et al., 1999). Studien von Ozawa, Crosby und Crosby (1996) und Kemmelmeier (2003) führten zu dem Befund, dass Personen mit hoch zugänglichem independenten Selbstwissen (chronisch oder nach Priming) Maßnahmen zur Verringerung der Benachteiligung von Angehörigen sozialer Minderheiten in stärkerem Maße ablehnten als Personen mit hoch zugänglichem interdependenten Selbstwissen.

Um die Annahmen des SPI-Modells bezüglich des *prozeduralen* Mechanismus zu überprüfen, wurde die Auswirkung independenten und interdependenten Selbstwissens auf Variablen gemessen, die sensitiv gegenüber der prozeduralen Kontextabhängigkeit sind, insbesondere im Bereich der visuellen Wahrnehmung (z.B. Kühnen et al., 2001; Kühnen & Oyserman, 2002). Exemplarisch sei eine Studie von Kühnen und Oyserman (2002) dargestellt.
Ziel der Studie war es, die Auswirkung von hoch zugänglichen interdependenten bzw. independenten Selbstwissensinhalten auf die Kontextabhängigkeit der Informationsverarbeitung auf der visuellen Wahrnehmungsebene nachzuweisen. Zur Aktivierung independenten bzw. interdependenten Selbstwissens verwendeten die Autoren zunächst die *Pronoun-Circle*-Aufgabe nach Gardner, Gabriel und Lee (1999). Durch dieses Priming sollte bei den Versuchsteilnehmern zunächst ein independentes oder ein interdependentes Selbstkonzept aktiviert werden. Dazu markierten die Probanden in einem Text die Personalpronomen, wobei in der autonomen Priming-Bedingung nur die Singularform (ich, mir, mich, mein) und in der sozialen Priming-Bedingung nur die Pluralform (wir, uns, unser) enthalten war. Als abhängige Variable verwendeten sie eine Aufgabe, die sowohl sensitiv gegenüber einer kontextabhängigen Informationsverarbeitung als auch gegenüber einer kontextunabhängigen Informationsverarbeitung ist (*letter-task*). Diese Aufgabe war so gewählt, dass je nach Instruktion entweder eine kontextunabhängige oder aber eine kontextabhängige Informationsverarbeitung für ein erfolgreiches Abschneiden erforderlich war. Anschließend wurden den Probanden am Monitor eines PCs hintereinander einzelne Großbuchstaben präsentiert - z.B. ein großes H - die sich jeweils aus anderen kleinen Buchstaben zusammensetzten - z.B. kleine F´s (vgl. Abbildung 4). Jeder Stimulus wurde den Probanden nacheinander unter zwei Bedingungen präsentiert. In einer Bedingung sollte per Tastendruck so schnell wie möglich der große Buchstabe identifiziert werden. Um hier erfolgreich zu sein, ist eine kontextabhängige Informationsverarbeitung erforderlich, weil die elementaren kleinen Buchstaben aufeinander bezogen und zu einem Ganzen integriert werden müssen. In einer zweiten Bedingung bestand die Aufgabe

der Probanden darin, so schnell wie möglich den kleinen Buchstaben zu identifizieren. Dies sollte schneller gelingen, wenn die Information aus dem Kontext herausgelöst, d.h. kontextunabhängig verarbeitet wird. Erwartungsgemäß wurden nach einem Priming interdependenten Selbstwissens die kleinen Buchstaben insgesamt schneller identifiziert als die großen. Umgekehrt wurden die großen Buchstaben schneller erkannt, wenn zuvor ein Priming interdependenten Selbstwissens erfolgte.

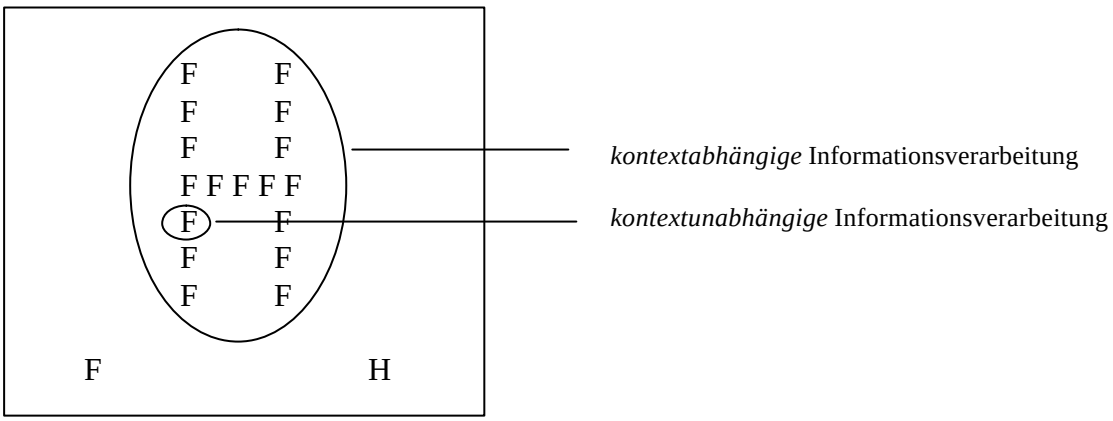

Abbildung 4: Beispiel für in der *Letter-Task* verwendetes Stimulusmaterial (Kühnen & Oyserman, 2002)

Die Ergebnisse zahlreicher anderer Studien erhärten die dargestellten Befunde von Kühnen und Oyserman (2002). So wurde gezeigt, dass Independente im Vergleich mit Interdependenten besser komplexe Muster durchbrechen und einfache geometrische Formen extrahieren konnten (z.B. Kühnen et al., 2001). Umgekehrt waren Interdependente besser als Independente im Ergänzen fehlender Elemente in Abbildungen einer gesamten Situation (z.B. Kühnen et al., 2001).

Über die Kontextabhängigkeit der Wahrnehmung hinaus überprüften Kühnen und Oyserman (2002), ob der *prozedurale* Mechanismus Konsequenzen für die kurzfristige Gedächtnisleistung einer Person hat. Zunächst bearbeiteten die Probanden die bereits beschriebene *Pronoun-Circle*-Aufgabe von Gardner und Kollegen (1999) zum Priming von independentem und interdependentem Selbstwissen. Anschließend wurde den Probanden ein Bild vorgelegt, auf dem mehrere einfache Objekte, wie zum Beispiel ein Ball oder ein Haus, abgebildet waren. Diese sollten sich die Probanden für einen angeblichen Gedächtnistest einprägen. Anschließend wurden die Probanden gebeten, auf einem leeren Blatt mit Gitternetz, das die Größe der ursprünglichen Abbildung hatte, die erinnerten Objekte in das jeweilige Kästchen einzutragen. Die Versuchspersonen sollten sich also nicht nur an die einfachen Objekte, sondern auch

an deren Position im Gesamtbild erinnern. Kühnen und Oyserman (2002) verfolgten dabei die Annahme, dass Personen mit hoch zugänglichem interdependentem Selbstwissen die Objekte in der Enkodierungsphase in Relation zu den übrigen Objekten, also kontextabhängig, verarbeiten. Das sollte zu einem Vorteil im Gedächtnistest bei der Bestimmung der Position gegenüber Personen mit hoch zugänglichem independenten Selbstwissen führen.
Die Ergebnisse zeigten, dass unabhängig von der Priming-Bedingung ähnlich viele Gegenstände erinnert wurden. Allerdings wurde der postulierte Unterschied in Bezug auf die Richtigkeit der Position der Objekte signifikant. Personen, bei denen interdependentes Selbstwissen aktiviert worden war, ordneten die Objekte häufiger der richtigen Position zu als Personen, die ein independentes Priming bekommen hatten. Dieser - für kurzfristige Erinnerungsleistung gefundene Effekt - wird darauf zurückgeführt, dass Personen nach interdependentem Priming die Information stärker *kontextabhängig* verarbeiten als Personen nach independentem Priming.

Die Kontextabhängigkeit der Informationsverarbeitung sollte sich jedoch nicht nur auf visuelle Wahrnehmung und kurzfristige Erinnerungsleistung auswirken, sondern auch einen Effekt auf komplexere kognitive Prozesse haben. In diesem Zusammenhang wurde ebenfalls eine Vielzahl von Studien durchgeführt (z.B. Pöhlmann et al., submitted; Haberstroh et al., 2002). Im Folgenden soll eine Studie von Haberstroh und Kollegen (2002) vorgestellt werden, die sich mit der Auswirkung der beiden Selbstwissensarten auf die Verarbeitung von Sprache, insbesondere auf den Kommunikationsprozess, beschäftigt hat.
Untersucht wurde die Annahme, dass erfolgreiche Kommunikation eine *kontextabhängige* Informationsverarbeitung erfordert, weil zum Verständnis über das rein Gesprochene hinausgehend Inferenzen über die intendierte Botschaft gezogen werden müssen. Dies verlangt, dass die Kommunikationspartner andauernd den Kontext des Gesagten mit in Betracht ziehen müssen. Damit eine kooperative Kommunikation ablaufen kann, halten Personen implizite Normen ein, wie zum Beispiel die Regel, informativ zu sein und Redundanzen weitgehend zu vermeiden. Die Annahme der Autoren war, dass Personen mit interdependentem Selbstkonzept diese Regeln in stärkerem Maße beachten als Personen mit independentem Selbstkonzept. Um dies zu überprüfen, wurden den Versuchspersonen zwei redundante Fragen gestellt, nämlich die nach der persönlichen allgemeinen Lebenszufriedenheit und nach dem allgemeinen Lebensglück. Es wurden zwei Bedingungen erstellt, um zu variieren, ob die Redundanzvermeidungsnorm anwendbar ist oder nicht. In einer Bedingung wurden beide Fragen in einem einzigen Fragebogen direkt hintereinander gestellt, so dass sie zum selben kommunikati-

ven Kontext zählten. Die Versuchspersonen sollten hier die Redundanz beider Fragen bemerken. In einer anderen Bedingung folgten die beiden Fragen ebenfalls unmittelbar nacheinander, jedoch wurden sie auf zwei unabhängigen Fragebögen präsentiert und gehörten damit zu zwei verschiedenen Kommunikationskontexten. Es zeigte sich, dass Probanden nach interdependentem Priming die Redundanzregel stärker anwendeten als Personen nach independentem Priming, wenn die beiden Fragen auf einem Blatt vorgegeben wurden. Sie wiederholten sich weniger, d.h., sie berücksichtigten stärker als Personen mit aktiviertem independenten Selbstwissen den kommunikativen Kontext.

Insgesamt zeigen die dargestellten Befunde eine Einflussnahme des Selbst auf die Informationsverarbeitung, wie sie im SPI-Modell erläutert wird (Hannover & Kühnen, 2002). Das Selbst beeinflusst über den *semantischen* und über den *prozeduralen* Mechanismus die Art und Weise, in der Information interpretiert und verarbeitet wird. So assimilieren Personen mit hoch zugänglichem independenten Selbstwissen neue Stimuli an *autonome* Inhalte, während Personen mit hoch zugänglichem interdependenten Selbstwissen neue Information stärker im Sinne *sozialer* Inhalte interpretieren. Darüber hinaus wurde im Bereich der Wahrnehmung belegt, dass die erhöhte Zugänglichkeit interdependenten Selbstwissens zu *kontextabhängiger* Verarbeitung von Information führt, während eine erhöhte Zugänglichkeit independenten Selbstwissens eine kontextunabhängige Informationsverarbeitung begünstigt. Ebenso existiert erste Evidenz im Bereich der kurzfristigen Erinnerungsleistung. Es liegen erste Hinweise darauf vor, dass sich das Selbstwissen auf die Verarbeitung von Sprache, insbesondere die Berücksichtigung des Kommunikationskontextes, auswirkt.

Ziel dieser Arbeit ist es, über das bisher dargestellte hinausgehend einen differenziellen Einfluss der independenten und interdependenten Selbstkonstruktion im Rahmen des Informationsverarbeitungs-Prozesses auf die Kontextabhängigkeit mentaler Repräsentationen - und somit die Struktur von Wissen im Gedächtnis - zu überprüfen. In diesem Zusammenhang soll im Weiteren auf Studien eingegangen werden, die die Annahmen des SPI-Modells bezüglich der kognitiven Kontrollfunktionen untersuchen, mittels derer Independente und Interdependente in die Lage versetzt werden, Informationen kontextunabhängig bzw. kontextabhängig zu verarbeiten.

3.5.2 Empirische Evidenz zu den kognitiven Kontrollfunktionen des SPI-Modells

Unterstützung für die Annahmen des SPI-Modells bezüglich der Wirkweise exekutiver Funktionen stammt aus einer Reihe von Studien von Springer (2005). In einer Studie untersuchte Springer (2005) anhand des *Stroop*-Paradigmas die sich aus dem SPI-Modell ergebende Annahme, dass Interdependente stärkere Interferenzeffekte (*Stroop*-Effekte) aufweisen. Dabei wurden die Versuchspersonen anhand der Selbstkonzeptskala von Singelis (1994), (siehe Abschnitt 3.4) in extrem independente und extrem interdependente Personen eingeteilt. Die Versuchspersonen bearbeiteten Reaktionszeitaufgaben, die einen selektiven Aufmerksamkeitsfokus erforderten. Für eine erfolgreiche Aufgabenbearbeitung musste auf eine spezifische Dimension des präsentierten Stimulus reagiert werden (aufgabenrelevante Information), während andere kontextuelle und damit aufgabenirrelevante Aspekte des Stimulus ignoriert werden sollten. Dazu mussten Versuchspersonen jeweils entscheiden, ob am Computer-Bildschirm präsentierte Wörter oberhalb oder unterhalb einer Linie positioniert waren (Antwortmöglichkeiten: „ja“ oder „nein“). Einige der Wörter waren neutralen Inhaltes, andere jedoch waren mit der räumlichen Position des Wortes relativ zu der Referenzlinie kongruent (z.B. „unten“ unterhalb der Linie) oder inkongruent (z.B. „oben“ unterhalb der Linie). Die räumliche Position des Wortes war der aufgabenrelevante Reiz, der in eine Ja- oder Nein-Antwort übersetzt werden sollte. Die semantische Bedeutung der Wörter war hingegen die aufgabenirrelevante Information, die nicht betrachtet werden sollte. Die inkongruenten *Trials*, in denen der semantische Inhalt nicht mit der räumlichen Position des Wortes übereinstimmte, erzeugten konfliktreiche Antworttendenzen („ja“ *und* „nein“), wohingegen die kongruenten *Trials* nur eine Ja-Antwort zuließen, da räumliche Stellung und Inhalt zusammenpassten. In dem Maße, in dem die Person ihre Aufmerksamkeit nicht auf fokale aufgabenrelevante Reize fokussierte, sollten Interferenzeffekte auftreten. Somit wurden verlängerte Reaktionszeiten in den inkongruenten *Trials* gegenüber den kongruenten und neutralen *Trials* erwartet. Dieser Effekt (*Stroop*-Effekt) sollte bei interdependenten im Vergleich zu independenten Personen stärker ausgeprägt sein.

Um zweitens die Inhibition aufgabenirrelevanter Stimulus-Information (semantische Bedeutung des Wortes) zu messen, waren einige der Durchgänge so miteinander verbunden, dass die Information, die in Trial n-1 irrelevant war (z.B. das Wort „unten“ dargeboten **ober**halb der Referenzlinie) im nachfolgenden Trial n relevant wurde (das Wort „oben“ präsentiert **unter**halb der Linie, so dass „unten“ die richtige Antwort ist). Um bei *Trial* n erfolgreich abzu-

schneiden, muss das zuvor inhibierte Wort „unten“ reaktiviert werden. Deshalb sollte die Reaktionszeit in Trial n in dem Maße verlängert sein, in dem die Information zuvor gehemmt wurde. Dieser Effekt wird „negativer Priming-Effekt“ genannt (Neill, 1977; Tipper, 1985). Er sollte für independente Personen stärker ausgeprägt sein als für interdependente Personen.
Die gefundenen Ergebnisse bestätigen zum einen die Annahme, dass Interferenzeffekte ausschließlich bei interdependenten Personen auftreten. Diese beachteten sowohl die Position der Wörter als auch deren semantische Bedeutung, d.h., sie verarbeiteten die aufgabenrelevanten und –irrelevanten Informationen parallel. Independente Probanden ließen sich hingegen nicht durch die distraktiven Reize beeinflussen. Sie fokussierten ihre Aufmerksamkeit selektiv auf die räumliche Anordnung der Wörter. Zum anderen zeigten sich erwartungsgemäß substantielle negative *Priming*effekte nur für independente Probanden. Dies spricht dafür, dass sie die irrelevante Information inhibierten, so dass ihre Reaktionszeiten anstiegen, wenn die inhibierte Information nachfolgend relevant wurde und deshalb reaktiviert werden musste. Die gefundenen Effekte konnte Springer (2005) nach independentem bzw. interdependentem Priming replizieren.

Diese Ergebnisse unterstützen die Annahme des SPI-Modells, dass die Zugänglichkeit independenten Selbstwissens deshalb mit einer kontextunabhängigen Verarbeitung einhergeht, weil sie die Anwendung spezifischer kognitiver Kontrollfunktionen begünstigt, nämlich die Fokussierung relevanter Information, sowie die Inhibition irrelevanter Information. Wird hingegen stärker auf interdependentes Selbstwissen zugegriffen, fördert dies einen weiten Aufmerksamkeitsfokus sowie die parallele Verarbeitung unterschiedlicher Stimulusdimensionen. Die Verwendung dieser Funktionen initialisiert eine kontextabhängige Informationsverarbeitung.

Für die vorliegende Arbeit lässt sich daraus ableiten, dass infolge der Verwendung unterschiedlicher kognitiver Prozeduren auch auf höheren Stufen im Informationsverarbeitungs-Prozess Unterschiede zwischen Independenten und Interdependenten nachweisbar sein sollten. Denn wenn Personen einen Reiz oder Zustand in der Umwelt wahrnehmen, bilden sie - darauf aufbauend - interne bzw. mentale Repräsentationen dieser äußeren Begebenheiten aus. Solche mentalen Repräsentationen stellen die Träger von Wissens- und Gedächtnisinhalten dar (Scheerer, 1996). Ausgehend von den spezifizierten selbstkonzeptbedingten Unterschieden in den exekutiven Funktionen sollten sich die von Independenten und Interdependenten konstruierten mentalen Repräsentationen dahingehend unterscheiden, inwieweit sie kontext-

unabhängig bzw. kontextabhängig aufgebaut sind. Damit soll ein bisher unberücksichtigter Bereich im Informationsverarbeitungs-Prozess, nämlich der Aufbau mentaler Repräsentationen in Abhängigkeit von spezifischem Selbstwissen, beleuchtet werden. Dies soll zu einem besseren Verständnis von Denkunterschieden zwischen Independenten und Interdependenten beitragen. Deshalb widmet sich das folgende Kapitel dem Begriff der mentalen Repräsentation.